

Gesichter des Krieges

„Targets“ – Fotografin Herlinde Koelbl zeigt in Berliner Ausstellung Feindbilder aus aller Welt

VON NADA WEIGELT

Berlin. Einmal sind es zerbeulte Blechdosen, ein andermal durchlöcherter Plastikpuppen oder gar lebende Soldaten – die Fotografin Herlinde Koelbl hat Truppenübungsplätze in fast 30 Ländern der Welt besucht, um die landestypischen Schießziele zu dokumentieren. „Mich interessierten die Ziele, an denen Soldaten ihr Handwerk lernen“, sagt die 74-jährige Künstlerin. „Wie sieht der Feind aus? Gibt es kulturelle Unterschiede? Hat sich das Feindbild mit der Zeit verändert?“

Im Erinnerungsjahr an den Ersten Weltkrieg sind die Bilder unter dem Titel „Targets“ (Ziele) jetzt erstmals im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen. Sechs Jahre lang hat Koelbl an dem Projekt gearbeitet. Für Länder wie China, Russ-

land oder die Vereinigten Arabischen Emirate brauchte es jahrelange, hartnäckige Verhandlungen, um die Fotogenehmigung für militärische Sperrbezirke zu bekommen. Ergänzt werden die Fotos der Schießziele von Porträtbildern der Soldaten sowie von Videos und Interviews, die die alleinreisende Fotografin mit vielen Betroffenen geführt hat. „Auf welcher Seite ein Soldat auch steht, er glaubt immer, auf der richtigen Seite



Fotografin Herlinde Koelbl. FOTO: DPA

zu sein“, sagte Koelbl

bei der Vorstellung der Schau. Aus Deutschland zeigt sie eine fast romantisch anmutende Wiese mit Holzkühen und bunt gemalten Pappsoldaten, die ihre „Schusswunden“ immer wieder neu überpinselt bekommen. In Afrika üben die Militärs bis heute mit Schießfiguren, wie sie auch von ihren einstigen britischen Besatzern benutzt werden. Und der vielleicht augenfälligste Wandel des Feindbildes zeigt sich in den USA. In Zeiten des Kalten Kriegs war das Schießziel eine grüne Iwan-Figur mit rotem Stern, die den Feind Sowjetunion symbolisierte. Heute sind es eher Figuren mit orientalisch aussehender Kleidung und dunkler Haut. Zur Ausstellung gibt es vom Prestel-Verlag einen sorgsam edierten Bildband. Ihr sei es vor allem darum gegangen, dass die Fotos, die Porträts für sich selbst sprechen, sagt Koelbl.